

Schweizerische Literaturgeschichte

Autor(en): **Korrodi, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 10

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schweizerische Literaturgeschichte

Von Eduard Korrodi

Die Franzosen schreiben im Grunde Literaturgeschichte der Stadt Paris. Es ist nicht bloß die Kuppel der Akademie, nach der aller dichterischer Ehrgeiz träumt; Paris ist der große Markler zwischen Poet und Publikum; es kann den Luxus der Dichter nicht entbehren. Die deutsche Literatur ist weniger zentripetal. Alle Anstrengungen Berlins, Literaturmetropole zu werden, scheitern, und dies mit Recht.

Schon Goethe hat die Dezentralisation der deutschen Literatur empfunden, bald im Grolle, bald im Bewußtsein ihres Segens. Eckermann gegenüber lobt er Paris, wo „alle vorzüglichen Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Fleck beisammen sind. Er deutet ein hypothetisches Experiment an: Denken Sie sich Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangewachsen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben.“ Das sind verdrießliche Tassostimmungen. Derselbe Goethe war zufrieden, daß die deutsche Literatur nicht an e i n Zentrum gebunden war.

Niemand entgeht, wie der Norden Deutschlands seine aktiven Kräfte mit jugendlichem Elan zur Geltung brachte, daß es schien, Berlin könnte die preußische Führerrolle auch in der Literatur versehen, wie aber gerade das 19. Jahrhundert die Marchsteine noch weiter versetzte, indem das vormärzliche Österreich endlich aus dem „Raunzen“ zur produktiven Tat sich aufwarf und mit seinem Grillparzer, das „Austria non cantat“ als Legende strafte. — Schwaben hat seit der Reformation bescheiden mitgewirkt, um dann einmal allen aufgespeicherten Idealismus dramatisch in Friedrich Schiller explodieren zu lassen. — Und die Schweiz? Sie hat im 18. Jahrhundert das Gastspiel der meisten Klassiker erlebt. Jeder fühlte den Augenblick, in dem die Schweiz ihm wertvolle Bereicherung des Daseins gewesen wäre. Das achtzehnte Jahrhun-

dert hat als dichterische Kulissen mit Vorliebe die Landschaft der Schweiz gebraucht. Schiller, mit dem die Wirklichkeiten auf dem Kriegsfuß standen, hat sich das Schweizererlebnis ideell im „Tell“ konstruiert. — Aber in den ersten dreißig Jahren des Jahrhunderts scheidet die Schweiz als bedeutungslos für die Literatur aus. Sie hat alle ihre überschüssige Kraft an politische Probleme abgegeben. In der Schweiz grollt und donnert darum auch die deutsch politische Lyrik der vierziger Jahre. Sie beschützt den werdenden, mehr mit politischer Lyrik debutierenden Lyriker G. Keller, der sachte an die Widerlegung des Wortes geht, „sie sei ein literarischer Holzboden“. Jetzt erwacht aber auch der sonderbündlerische Zug der literarischen Provinzen. Jeremias Gotthelf hat auf die Wahrheit und Unverfälschtheit der Lippen seiner Gestalten geachtet. Sie reden die Laute ihrer Heimat, wie später Onkel Bräsig sein Platt, und die Weber Gerhart Hauptmanns ihr Schlesiſch. G. Keller freute sich in seiner klassischen Gotthelfstudie von 1851 bestätigen zu können, wie die deutsche Literatur „mit Wohlwollen auch ihre entferntesten Vasallen“ — die Schweizer — begrüße. Österreich braucht sich der heimatlichen Akzente nicht mehr zu schämen. Nestroy und Raimund reden zwar zu Wienern ins Parterre, zu ganz Deutschlands Tribüne. (Die nächsten Etappen sind Anzengruber, Schönherr, Schnitzler, E. von Handel-Mazzetti und Ebner von Eschenbach.) Zwar für das Österreich der Goethezeit ist es ja fast ein Symbol, daß Goethe Österreich um der böhmischen Bäder willen aufsuchte, Grillparzer dagegen zu einer Pilgerfahrt nach Weimar sich entschloß, als müßte Weimar ihn diplomieren. Dadurch nun entwickelte sich auch fast selbstverständlich der Wille, die Literaturgeschichte einzelner Stämme oder engerer politischer Teile Deutschlands darzustellen. Es darf nicht wundernehmen, daß hier der literarische Partikularismus am frühesten in einem Lande ansetzte, das sich zuerst vom deutschen Reichskörper getrennt hatte: die Schweiz. Robert Weber, der 1867 seine „Schweizerische National-literatur“ schrieb, widerlegte sie schon dadurch, daß die zwei Paradenfiguren dieser „Nationalliteratur“ streiften. Keller geriet in Zorn, wenn man ihn daran erinnerte: Gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, habe ich mich immer aufgelehnt. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. — Daß C. F. Meyer, der Europäer unter den Schweizern, sich zum kräftigsten

Wort verstieg, — er nannte diese Idee R. Webers „baren Unsinn“ — fällt schwer in die Waagschale bei einem Menschen, der jeden Tadel in Watte wickelte und jedes zornige Wort mit einem sanften Adjektiv beschwichtigte. Und dennoch drohte der Schweizerliteratur einmal das Schicksal, daß der Partikularismus uns eine schweizerische Nationalliteratur en miniature beschieden hätte, die aber wie die plämische hätte verkümmern müssen. Es war der kritische Augenblick, als die Schweiz aus religiösen Gründen sich gegen das Lutherdeutsch zu stemmen versuchte und glücklicherweise, wie Adolf Bachmann ausführt, „die geistigen und persönlichen Beziehungen hinüber und herüber sich im Bunde mit gewissen materiellen Interessen als stark genug erwiesen, die Gefahr zu beschwören und dem Gemeindeutschen die Tore zu öffnen“. Es gibt kein lehrreicheres Beispiel als die hypothetische Konstruktion der Literaturgeschichte, die wir besäßen, wenn unsere Literatur den Anschluß an die deutsche hartnäckig verweigert hätte. Die Täler, die Epochen der Allzuvielen, besäßen wir wohl, aber die Gipfel? Und Hallers Pathetik für die Alpen in der Mundart „Uli des Knechts“? Gessners Idyllen, die die Konversation in den Pariser Salons beleben, in der schwägigen Art Martin Usteris! Wie wäre ein Talent je zur Einlösung seiner Wechsel gekommen, eine Begabung wie C. F. Meyer, die ohnedies in Hemmungen ohne Zahl die Dichtung heroisch erobert, wie Flaubert seine Romane? Dieses Kapitel würde fehlen, dafür jenes andere sich um so breiter gebärden, für das Gottfried Keller in der Einleitung „des schweizerischen Bildungsfreund“ den einzigen Ausdruck fand: „die Volksschriftstellerei mit ihrer Litti-Lattisprache“.

Der erste Darsteller einer Provinzialliteratur, der Zürcher Jakob Bächtold, stand auf Seiten G. Kellers. Worauf es ihm ankam? Einmal „die blanken Geistesregimenter der Schweiz“ zur großen literarischen Parade aufzubieten und dadurch ein Wort Jakob Grimms mit der Fülle des Materials zu belegen: „In der Schweiz liegen noch Schätze von Poesie und Sage geborgen, mehr als in andern deutschen Landstrichen, obschon keiner ohne Ausbeute läßt“ (Brief an den Herausgeber der „Alpenrosen“ 1857). Bächtold hat nun den geographischen Ausschnitt der deutschen Schweiz bis ins 18. Jahrhundert dargestellt. Freilich an der „Andacht zum Kleinen“ ließ er es nicht fehlen. Die vielen Kleinen, ja auch die Rieten einer Zeit, bekamen ihr Teil; denn sie sind zum mindesten — wie Wilhelm Scherer meint — die Verbindung zwischen den sporadisch

erscheinenden Großen. Das war im Jahre 1892. Fünf Jahre später erschien Rudolf Krauß: „Schwäbische Literaturgeschichte“, und zwei Jahre darauf: Nagl und Zeidler „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“. Ganz allgemein versucht Krauß eine Charakteristik der schwäbischen Volksseele. Aber von dem individuellen Geisteskomplex der schwäbischen Literatur lebt und webt in diesem Werke nichts, so wenig als der bayerisch österreichische in der Nagl-Zeidlerschen Geschichte. Ihr Verdienst ist etwa jenes des Freiherrn von Petrasch, der 1746 eine *societas incognitorum in terris austriacis* gründete, weil die österreichischen Dichter in deutschen Landen unbekannt waren. Das freilich hat die österreichische Literaturgeschichte gezeigt, daß die Sehnsucht in vielen kleineren Geistern nach literarischen Kulturwerten rang, bis die separatistische Entwicklung im 19. Jahrhundert in die allgemein deutsche einmündete. — Im Grunde haben diese Provinzialliteraturgeschichten nur Biographie an Biographie gereicht und das eigentliche Kernproblem einer solchen Stammesliteratur unberührt gelassen. Was nimmt jede Stammesliteratur von der allgemeinen Literatur herüber, wie modelt sie das Übernommene um, mit welcher Form und mit was für stämmlichen und landschaftlichen Muttermalen stattet sie das Übernommene aus, und welche erstmalige *Neuwerke* gibt sie zurück! Die Nuancen, die Schattierungen der Stoffwelt darzustellen, ist die Aufgabe: die heimatlichen Merkzeichen in dem gestalteten Menschenmaterial der Epik wiederzufinden, der reizvolle Gewinn der gestellten Aufgabe kennen. In der Provinzialliteraturgeschichte darf der Dichter kaum immer die Hauptperson sein: der Stamm als gestaltende Urkraft ist sie, der Dichter dagegen das unbewußte Instrument, auf dem sie spielt, lebt, jubelt und leidet. — Die Empfindung für den individuellen Ausdruckswert einer provinziellen Literatur wird jenem erst zum Erlebnis, dem seine Heimat das Schauspiel — das leicht Tragödie wird — der Kontraste zweier Rassen oder Stämme bietet.

Es ist kein Zufall, daß das vertiefte Nachdenken über die Probleme der Stammesliteratur von der seltsamen Stadt am Gradschin, Prag, kam. Kein Zufall, daß im österreichischen Roman der Gegenwart die Motive bald herb, bald — Ironie und Bestätigung zugleich — weicher slavischer Melodik ausklingen: die Motive „des deutschen Leides“, die Konflikte der Reibungen zwi-

schen Tschechen und Deutschen. In dem Herzen des Österreichers schlummern zwölf Völkerseelen. Vor ein paar Jahren entwickelte August Sauer in einer Rektoratsrede den Gedanken: der große Reichtum unserer Literatur hänge damit zusammen, daß die einzelnen Landschaften nach fruchtbaren Sonderentwicklungen im rechten Augenblick in die Gesamtbewegung einträten. Das Produkt dieser Sonderentwicklung ist allein die Nationalliteratur. Sauers Schüler, J. Nadler, hat auf solcher Grundlage seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (1912) aufgebaut. — So kühn und einseitig dieses Werk wirkt, zu Widerspruch stimuliert, versöhnt es durch die wirklich geistreichen Leitgedanken. Da wird nun energisch über die Stammes talente nachgedacht, gezeigt, wie die Landschaft Erbe von Völkergedanken war und diese in Dichtungen überleitete.

Kein Kapitel aber rechtfertigt so die Betrachtungsweise der Stammesliteratur wie jenes über das Nibelungenlied und Walter von der Vogelweide. Aus der völkischen Sehnsucht nach künftiger Stammesgröße erklären sich die Werke: das Erobererepos der Nibelungen, das Kudrunlied, „das zum österreichischen Flottengesang geworden ist“. Die eigentliche seelische Struktur Wiens wird uns schon in Walter fühlbar. Walter, ein Bruchstück der Tassoseele, mit dem scheelen Blick Grillparzers; schwankend und widerspruchsvoll wie das österreichische Blut. — In einer solchen Stammesgeschichtlichen Darstellung gewinnt tatsächlich das Volk seine produktive Rolle zurück, die man ihm zumeist nur für das Volkslied und das Märchen einschränkte. Freilich, einseitig werden darf man nicht. Ulrich von Wilamowitz, den auch die deutschen Literaturhistoriker mehr lesen und schätzen sollten, hat solchen Auffassungen lebhaft widersprochen. Vico, der behauptete: *Essi popoli Greci erano quell' Omero*. — Jene Griechenvölker sind eben Homer —, hält er entgegen: Homer habe die Griechen gemacht. — Gewiß ist der produktivste Ausprägung eines Stammesgefühls der Dichter. Gotthelf hat einen Menschen Schlag gehämmert, Keller einen Schweizertypus verherrlicht, der nicht da war, der sich aber entwickelt. — Eine Provinzialliteraturgeschichte muß die Literatur aus der politischen, kulturellen und landschaftlichen Eigenart herauswachsen lassen. Auch dem widerspricht Wilamowitz: „Wer auf der Burg von Athen steht und die strengen Berglinien vor

Augen hat, in der reinen Luft und dem schimmernden Sonnenlicht, dem drängt sich die Analogie der attischen Formenstrenge in Dichtung und Reden auf. Allein diese Bergformen und dieses Licht sind keineswegs auf Attika beschränkt, und vor allem, sie dauern: wie sollte es zugehen, daß nur in wenig Menschenaltern die Athener in ihrem Wesen und den Idealen ihrer Kunst durch die Natur ihres Landes bestimmt worden wären?“—Wenn man von lebenden Literaturen ausgehen darf, steht dem Widerspruch nichts entgegen. Wie die schweizerische Dichtung sich vom Landschaftsbilde genährt hat, ist eine Tatsache; wie im einzelnen die Landschaft auf einen Dichter wirkt, haben jüngst zwei anregende Arbeiten: G. Luterbachers „Die Landschaft in G. Kellers Prosawerken“ und Fritz Hunzigers pragmatische Studie: „Glattfelden und der Grüne Heinrich“ dargetan. Wilamowitz steht vielleicht doch allein mit diesen verneinenden Gebarden. Wie sehr man auch Taines „Englische Literatur“ bekrittelt, gewisse Leitmotive, die er als stammliche hereditäre Talentbelastung darstellt, haben sich in die jüngste Literatur verfolgen lassen: L'anglais trouvera une leçon de morale dans les beefsteaks qu'il vient d'avalier; das hat selbst Bernhard Shaw exzentrische Dramatik bestätigt. Ein so gründlicher Wissenschaftler wie C. A. Smith (Die amerikanische Literatur 1912) will den Leitgedanken der amerikanischen Literatur in „dem Pionierseinwollen“ finden, in dem energischen Idealismus, in der Dichtung mehr zu schreiben, was g e t a n , als was g e d a c h t werde. Für die neuere Schweizerdichtung hat D. F. Walzel (leider zu wenig aus kulturellen und landschaftlichen Zusammenhängen heraus) den Zug der Wirklichkeitsfreude verfolgt. Wie in der österreichischen Lyrik die Landschaft singt und klingt, ist mir durch Max Mells geistreiche Einleitung der österreichischen Lyrik (Meyer & Jessen, Berlin 1912) klar geworden.

Das Schergewicht einer Stammesliteratur liegt im Mittelalter. Nach Taine läuft der Künstler die Marschroute ab, die ihm Milieu und Rasse weisen. Aber die Größe, der Qualitätsunterschied, die persönlichen Talente des Dichters werden von dieser demokratischen Geschichtsdeutung unterdrückt. Und doch ist das Temperament des einzelnen der besondere, ja nur einmalige Hebel, der einen Stoff zurechtdrückt. In der mittelalterlichen Dichtung mögen die ausgeträumten Stammesgefühle im Dichterwerk gelten. Der Dichter verflüchtigt sich selbst zum Schatten, zur Legende. Er ist der Held in der Tarnkappe. Aber sobald die P e r s ö n l i c h k e i t e n erstehen, wie Wolfram und

Walter, muß auch die Literaturbetrachtung Stammesausdruck und Persönlichkeitswert im Werke scheiden. Denn schließlich gibt nicht das stammliche Element die Garantie für die literarische Fernwirkung. Nicht das Schweizertum G. Kellers, sondern er selbst und sein Menschentum erobert sich Gegenwart und Zukunft. Man hat mit der Tatsache zu rechnen, daß Erscheinungen möglich, die plötzlich eine neue Landschaft suchen oder einen politischen Trieb, der längst ausgefüllt, nach Jahrhunderten im künstlerischen Triebe ausleben. Die alte Wanderlust der Alemannen, die Sehnsucht nach robustem Kampf wird vom zartesten Schweizer, C. F. Meyer, in den Renaissance-novellen ausgekostet. Denkwürdig wird wohl auch bleiben, wie die Kulturwerte der Romanen auf Forschungs- und auf den Wegen dichterischer Ahnungen von dem vorgeschobenen Posten germanischer Kultur, von der Schweiz aus erkannt wurden.

Wer nun unter den zwei Gesichtspunkten des Stammes und der Landschaft die Literatur der Schweiz betrachtet, wird doch zu Überraschungen kommen. Das schweizerische Antlitz der Dichtung, das eigentlich ein sehr kompliziertes und darum interessantes ist, spiegelt ihm in der gegenwärtigen Erscheinung „die still redenden Züge des Ahnherrn“ zurück. Es wird ihm vor allem das Problem der Befruchtung an den Grenzen klar und deutlich werden, er wird das singuläre Erlebnis in der Literatur wiedererkennen, wie ein gemeinsamer politischer Wille einmal die Stammesdifferenzen harmonisch löst. Es gibt nur zwei Mächte, die Deutsch- und Welschschweizer zusammenhalten: die republikanische Staatsform und die Landschaft, in der sie lebten. In Kultur und Kunst verstehen sie sich mit der Wohlerzogenheit guter Nachbarn, aber sie denken durch das Medium ihrer Sprachen unabänderlich deutsch oder französisch. Es ist wohl nie etwas Groteskeres möglich gewesen als die Behauptung der „Unité littéraire“. Bewiesen werden konnte sie nicht.

Haller eroberte die Alpen, bevor mit der „Nouvelle Héloïse“ in Frankreich der Sinn für die landschaftliche Vertikale geweckt wird. Gerade aus der Zentralisation der französischen Literatur heraus ist der französischen in der Schweiz die Entfaltung schwerer geworden. Auf das Genie J. J. Rousseaus und das Talent Ed. Rods will Frankreich nicht verzichten. Die deutsche Schweiz hat Berlin oder Wien nicht gebraucht; Genf fühlte sich wie ein Faubourg, lebte sich in die Rolle hinein und blieb dabei Paris so fremd wie — Calvin dem Génie latin. Wer solche Zwischenfragen sich gegenwärtig hält, wird über Bäch-

told hinaus neue Gesichtspunkte die Fülle erörtern. Wie eine Ahnung liegt es über unserer Literatur: Der Schweiz fiel keine Zukunftsrolle zu, wie dem Mischlingsvolk an der Spree oder dem Kolonistenvolk der Donaubaiern. Darum klingen in der früh mittelalterlichen Dichtung auch nicht die Heldenthemen und Siedelungsgedanken an. Das *Waltharilied* (930) hat alle Kraft im lateinischen Verse zermürbt. Es fehlen ihm die Adlerschwingen. St. Gallen bedeutet in der Schweizerdichtung im besten Sinne Klosterschule. Man lernte deutsch, indem man die Gottesgefühle im Worte festhielt. Wie anders wirkt die Physiognomie Basels, das erst mit kritischem Geist in der Reformation seine intellektuelle Begabung auslösen kann und diese gelehrte Urbanität bewahrt. Zürich, das bürgerliche, ist sechs Jahrhunderte lang Träger idyllischer Gedanken gewesen. Die Landschaft war ihr Gefäß. Der bürgerliche Hadlaub ist kein Frauenlob vom verzehrenden Feuer der Österreicher. Ohne respektlos zu sein, die Manesse sind Romantiker mit Sigleder. Bodmer und Breitinger begnadete Philister, die Werk und Persönlichkeit nicht trennen. Daher die Enttäuschung von Klopstock, der von der Messiade weg der Idylle sich verschreibt, wie Jahre darauf der Dichter S. Gessner, der aus den Tränen des Jahrhunderts die Homunkuliden der Schäfer und Schäferinnen dichtete. — Auf ein paar Augenblicke wächst Zürich, weil Goethe seine besten Bürger in seine Freundschaft zieht. Aber den Zürchern fallen nur Freundesrollen zu. Lavater muß an seiner Mystik scheitern, weil seine Mystik aufgepfropft war. Zürich, Bern und Basel sind die drei Zentren. In der Reformationszeit noch Luzern. Dann aber schweigt die Inner Schweiz. Ihre Landschaft ist so großartig, daß sie sich diese Passivität erlauben durfte. Und so ragt sie denn wie ein Symbol in alle Schweizerdichtung hinein. Das heißt, sie läßt sich bewundern. Aber nicht von den Nächsten entdeckt. Der Städter erobert sie mit der Feder. Das ist der großartigste pleinairistische Zug der Schweizer. Wie der Franzose alle großen Augenblicke in die Salons zu den Herrlichkeiten der goldgerahmten Fragonardbilder verlegte, so der Schweizer in die freie Natur. Wohl mag die Natur Kulisse werden, sie ist aber auch grandiose Persönlichkeit geworden: In der „Richterin“ die Via mala, in der „Nouvelle Héloïse“ die Walliser Alpen, in den „Alpen“ Hallers vorab der Berner Jura. Kein deutsches Literaturgebiet hat seine Helden durch solche Plastik der Natur, die von tollen Launen und geistreichen Abwechslungen sprudelt, führen können. Da lernt

man begreifen, warum der epische Sturmschritt in die gemächliche Wanderung übergeht, die den Augenblick zum Verweilen einladet. Daher die ganz eigentümliche Artung u n s e r e r L y r i k, die dem Maler Pinsel und Palette aus der Hand genommen. Goethe erzählt, wie ihn die Schweizer Gebirge zum stummen Schüler gemacht. Aber in Weimar lebten und tauchten sie auf und wurden das Anschauungsbild Schillers. Geradezu eklatant sind diese optischen Empfindungen der Schweizer, dieses Unruhigsein ohne die heimatischen Gelände bei G. Keller. In Berlin hat er sich in aller Stille die Hügel und den sanften Frieden der Kornfelder Glattfeldens aufgebaut; jeden Winkel Glattfeldens vor die Erinnerung beschworen; die Landschaft tränkte sein Werk. Sie wandelte mit ihm, sie verglich sich mit den Fichten am Tegelersee. War er umsonst Maler? Selbst C. F. Meyer ist ein Kronzeuge dafür: Man erinnere sich, durch welche Szenerien Vittoria Colonna oder der unglückselige Don Giulio gehen! Blaß ist die italische Landschaft, C. F. Meyer regaliert mit Kunstwerken. Sobald er aber in das heimatische Graubünden kommt, rauscht das Naturorchester. Das ist eine unbeachtet gebliebene Tatsache, die aber spricht. Das lyrische Gedicht der Schweizer verglichen mit dem der Storm, Eichendorff, Goethe und Mörike verarmt durch die Überfülle. Die Landschaft ist wie eine zu laute Begleitung, sie nimmt die Melodie — dem persönlichen Gedanken des Dichters — die Färbung weg.

Auch das will als charakteristisch angesehen werden, wie überhaupt die Lyrik in der Schweiz immer den Städten nachzieht, als ob der Innerschweizer ein antilyrisches Temperament wäre. Der Thurgau ist, weil verbunden mit Schwaben, der Liedermund der mittelalterlichen Schweiz gewesen; dann hat sich die Lyrik im 19. Jahrhundert an dem Zürichsee heimisch gemacht, aber den reinsten Lyriker, H. Leuthold, abgestoßen, als hätte die herbe Schweiz die Lyrik doch mehr als einen Luxus des Daseins empfunden.

Das Kapitel der Literaturgeographie für die Schweiz bleibt noch zu schreiben und durch Karten zu belegen. Es wird durch den Charakter der Städte bestimmt. Das Drama auf demokratischer Grundlage und das Tendenzwerk will in der Reformationszeit die große helvetische Leidenschaft ausstrahlen. Gibt das Zürich Zwinglis nüchterne dialektische Dramatik, so wandelt das katholische Luzern alles in eitel Glanz und Farbe; Bern unter Niklaus Manuel wird dramatischer Exponent, Basel mischt die derbe Satire bei Gengenbach,

während die erasmischen Leute sich vornehm in die Gemächer zurückziehen. Weil das Drama unbedingte Volksbefriedigung ist, kann es in der Schweiz einsetzen, verkümmert aber von dem Augenblicke an, wo es Ausdruck der Einzelpersönlichkeit sein sollte. Es bleibt ein tragisches Problem, wie G. Keller und C. F. Meyer eine unerwiderte Liebe zum Drama hegten; G. Keller mußte sich mit der epischen Glorie begnügen. C. F. Meyer, der dramatische Nerven besaß, erlebte nicht das Schicksal, in einer Stadt wie Wien oder Berlin zu leben, wo die „Bretter wirklich eine Welt bedeuten“, während sie dem Schweizer nur Schein sind. Es fehlte die Bühnentradition. Mehr! Das Bühnenklima. Mehr! Die Resonanz des Publikums. So drängte alle gestaltende Energie der Schweiz nach dem Epos und dessen Ablösung, dem Roman. Mit ganzer Seele hat sich die Schweiz dem Roman verschrieben. Schon im schweizerischen Minnesang fallen die epischen Konturen auf. Es ist kein Zufall, daß Keller über die Spannweite von sechs Jahrhunderten magnetisch sich zu *S a d l a u b* hingezogen fühlte, der die Klischeegefühle des Minnesangs preisgab, seine Minne episch erzählt durch die hübschen Episoden des Briefleins, das an die Schleppe der Dame gehängt wird. Wenn die Schweiz im Mittelalter dem Epos die Mitarbeit schuldig blieb und dem berühmten Liebespaar Tristan und Isolde keine Huldigung dargebracht hat, so hat sie auf verhältnismäßig kleinem Gebiet den Minnesang um so eifriger kultiviert; sie war es auch, die die Minne *z e r s a n g*, und was eigentlich begreiflich war, verbürgerlichte und verbauerte. Die erste „Verbauerung des Universums“ hat nicht Peter Hebel, der Basel nie vergaß, vollbracht, sondern Neidhart von Reuenthal und seine schweizerischen Nachahmer, die dadurch gerade die unechte höfische Form abstreiften und schrieben, was sie singen mußten: „Dörperpöesie“. Nie ist die Wirklichkeitsfreude der Schweiz echter und ehrlicher gewesen als bei Steinmar. So wird man in dem schweizerischen Minnesang eine ganz andere Seele finden. Der Schweizer hat wenig von der Courtoisie der Österreicher, noch weniger von der Natürlichkeit eines Rürenbergers. Der Schweizer wird hier von einer Gefühlswelle ergriffen, die ihn mitreißt, aber es fehlt die Nähe eines großen Hofes, eines Mittelpunktes, der solche Gesellschaftspoesie will und braucht. Das dreizehnte Jahrhundert glüht in Liebe, Sehnsucht und Galanterie. Die Melodie ist immer dieselbe; glücklich wer sie variieren kann. Es war ein Glück, daß die Schweiz das Minnespiel in das Kornfeld verlegte. Da durfte der Humor zum Rechte kommen und

die Sehnsuchtschluchzer im Lachen sterben. Vielleicht das reizendste Problem der Schweizerliteratur: Das Hinüber=Herüberfluten der literarischen Strömungen. Der Minnesang, der in Schwaben seine lyrische Landschaft gefunden, findet das stärkste Echo an der nördlich-östlichen Schweiz. Die schweizerische Mystik der Schwestern vom Töb, etwas solid nüchtern und ohne die schwäbischen spekulativen Verzückungen, ist ein sanfter Nachklang der Anregungen aus Konstanz von Sus.

In der Reformation wird die Schweiz produktiv, weil sie mit Kritik an dem neuen religiösen Zeitwillen mitarbeitete. Dann aber fällt der Süden in einen literarischen Erschöpfungszustand. Die Folge: Auch die Schweiz entbehrt die Anregungen. Das siebzehnte Jahrhundert wird das Zeitalter, in dem alle Literatur der Schweiz sich isoliert und darum keine größeren Werte geben kann; dafür aber entwickeln sich die politisch bedingten, eigenartigen Reime. Das Freiheitsideal färbt jetzt die Literatur. Im 18. Jahrhundert spielt die Schweiz etwas wie die Rolle des Messiasverkündigers Johannes. „Den Anfang der nationalen Poesie“ schreibt Haller. Eines der originellsten Werke, zu begreifen aus der großen Isolierung im Literaturleben; denn es ist eine Revolte gegen die lyrischen Schwärmereien der Leipziger. Zürich hat so lange als kritischer Vorort seine Kraft, bis Lessing kommt, bleibt ein Kulturwert im Geistesleben so gut wie Halle und Leipzig und Hamburg, oder so gut wie Wien damals keiner war. Wenn Bodmer und Breitinger nicht Zukunftskünder gewesen wären, sie haben doch ihre Mission erfüllt als „Bruthennen der Talente“, als Stimulatoren der Genies. Ohne Bodmer und Breitinger wären wohl die Beziehungen zwischen Weimar und Zürich nie Realität geworden. Ohne die drei Schweizerreisen Goethes wäre auch der Kontakt mit dem Dichter des Tell ausgeblieben. Im 18. Jahrhundert ergreift den Schweizer Dichter der stärkste Trieb, sich literarisch nicht mit dem Lobe der Heimat zufrieden zu geben. Geßner wird die internationalste Figur. Zwischen Paris und Berlin gleitet das Pendel seines Erfolgs. Rousseau desgleichen. Aber mit den großen Anregungen weicht auch dieser Wille zur Größe, der Ehrgeiz, zurück. Worin liegt es, daß die Schweiz so glühend die klassische Epoche erlebte, daß — wie zum Symbol — ein jugendstrahlendes Werk: Wilhelm Meisters theatralische Sendung — in Zürich, in dem Zürich des „Grünen Heinrich“ seine Auferstehung feierte, daß dieselbe Schweiz den Problemen und nervösen Geisterregungen der Romantik

passive Resistenz bewies und nur auf die volkstündlichen Seiten einlenkte und den patriotischen Freudenschrei der Romantik mitfühlte? Schlegel, Tieck, Brentano! keiner pflegt Beziehungen mit der Schweiz, oder äußerliche. Wieder die biologische Tatsache! Die Schweiz verarmt in den Augenblicken des Separatismus. Die Jahre 1800 bis 1830 sind untröstliche Mittelmäßigkeit, es ist das glorreiche Zeitalter des Dilettantismus. Nur Gotthelf scheint zu widersprechen, und dennoch ist sein Lebenswerk im Keim aus Widerspruch zu Claurens Verzerrungen der Schweizer Bauern entstanden. Er ist aber auch der Typus des anschußlosen Genies, dem die Berührungen mit andern fehlten, die den Dualismus seiner Formen getadelt hätten. Er hat durch die Unentslossenheit in der sprachlichen Ausdrucksform sich auf alle Zeiten der größten Fernwirkung beraubt. Ein Segen, daß die vierziger Jahre in die Schweiz der Revolutionsdichtung Asyl gewährten. Sie weckte Kellers lyrische Ader; sie gab C. F. Meyer in stümperhafter Maske den Helden, den er wunderbar vertieft Deutschland wiederschenkte: Ulrich von Hutten. Isoliert wären auch sie wohl verkümmert. Männer wie Freiligrath, v. Wille, Pfizner, H. Suttner, Rodenberg sind hier die großen Anreger und Förderer gewesen. Leutholds Talent wäre ohne Geibel entschieden noch weniger aus der Knospe gebrochen.

So erfüllt eine Provinzialliteratur die Tat des „römischen Brunnens“, „sie nimmt und gibt zugleich“. Was die Schweiz an epischen Charakteren, an Weltanschauungswerten schenkte, ist groß und bedeutend. Man müßte das Menschenpersonal Fontanes neben jenes G. Kellers stellen. Man müßte die Erscheinung verfolgen, wie die Schweiz trotz ihres demokratischen Gepräges die originellen Seiten und Gewohnheiten des Kleinbürgers entdeckt hat, vor Wilhelm Raabe, wie sie, die am wenigsten Artistentum und literarische Koterie begünstigt, den ersten großen realistischen Künstlerroman hervorbrachte, den Maler und nicht den Schauspieler natürlich, wie sie uns in die große Welt des Cinquecento führte, und an die Urkräfte zurück in die Bauernhöfe des Emmentales. Noch hat das epische Riesentalent der Russen brach gelegen, Puschkin erst Verse geschrieben, als Gotthelf vor Flaubert und Balzac „Geld und Geist“ schrieb. Die Bauerncharaktere sind von Gotthelf verewigt. In fünfzig Jahren wird man Gotthelfs Werke als historische Dichtungen werten. Er wird in hundert Jahren den historischen Roman bieten, aus dem die Kulturgeschichte den Rahm weglöffelt.

Keine Provinzialliteraturgeschichte hat in einer Beziehung wie die schweizerische so leichtes Spiel ihre Eigenart zu offenbaren. Es laufen so viel schweizerische Sonderbündler aller Schattierungen in ihr herum, daß ihre Summe wohl den Schweizercharakter fast in geschichtlicher Entwicklung fixiert. Man wird dem Wesen der neueren Schweizerdichtung auch durch die negative Charakteristik beikommen: durch Fragen, die nicht kompromittieren. Was hat sie nicht? — eine Frage, die der modernen Literatur erst brennend ins Fleisch schneidet. Schließlich aber wird man ohne Chauvinismus den Überblick über schweizerisches Schrifttum mit der Tatsache besiegeln können: Auf so beschränktem geographischem Gebiet hat kein deutsches entsprechendes eine solche währende Produktionsenergie bewiesen. Es bleibt kein Ruhm, daß Schiller und Goethe sich neue Landschaften suchen mußten; aber eine Ehre für die Schweiz, daß kein ganz großer Schweizer eine andere suchte als die Heimat. Vielleicht liegt doch in der Schweiz eine geheime Anziehungskraft stärkster Art vor, daß das Heimwehlied seine Richtung immer nach ihr wies, wie im klassischen Volkslied. Auch der große Schicksalsstrom, der Rhein, auf dem wirklich deutsche Dichtung lebte und webte, hat in junger Heldenkraft die Verbindung mit deutscher Stammesart immer besorgt, nicht bloß zu Fischarts Zeiten. Als ob sie G. Keller erahnt hätte, die weiteste und tiefste Herzfrage eines Dichters der Schweiz, singt er:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,

Du stiller Ort am alten Rhein,

Wo ungestört und ungekannt

Ich Schweizer darf und Deutscher sein.

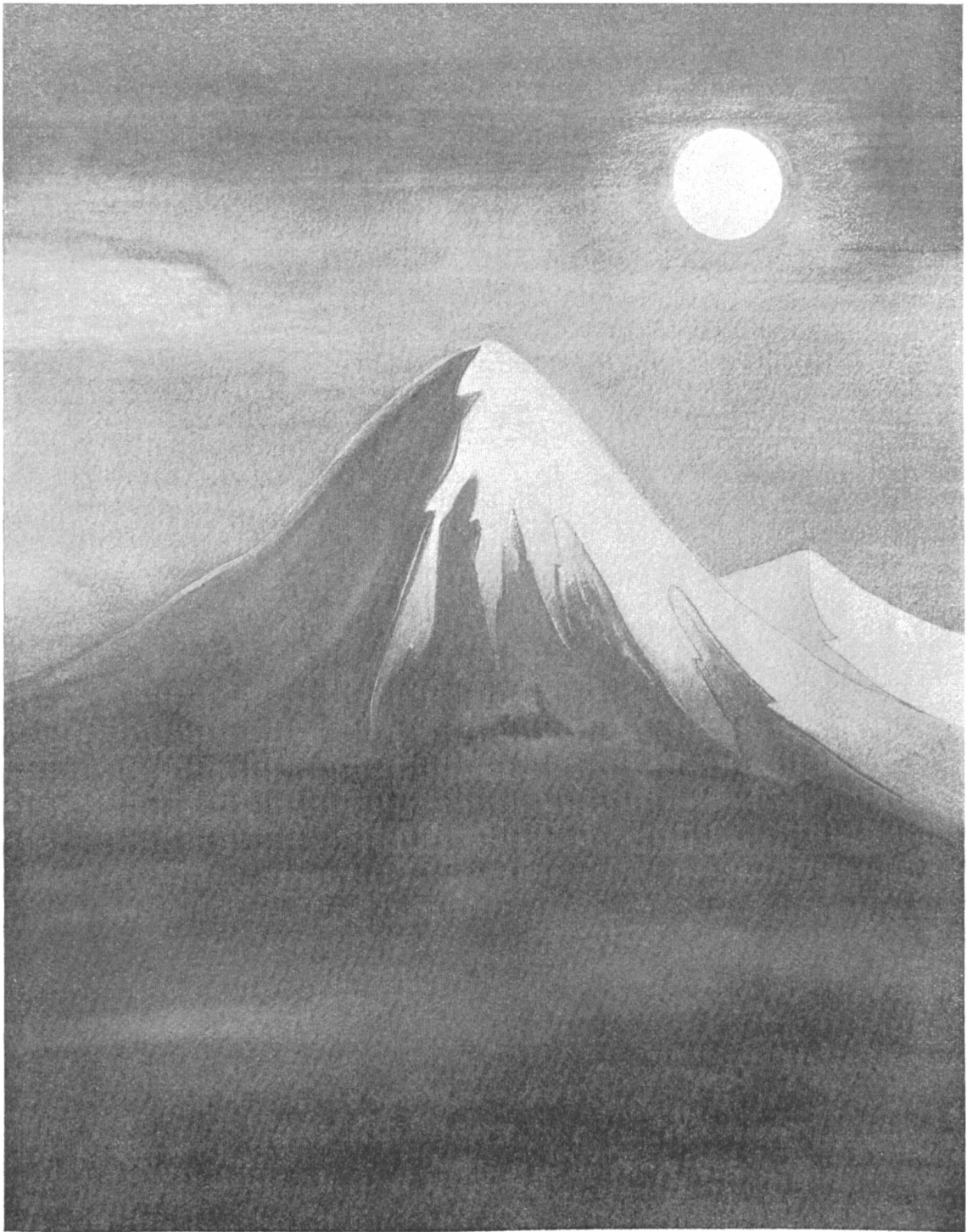
Dieses Doppelleben hat jeder zeugende Dichter der Schweiz gelebt. Und was sie dichterisch auslebten, floß — wenn das letzte Wort ein Bild sein darf — in den großen deutschen Rheinstrom der Literatur.





A. Trachsel

Porträt



A. Trachsel

Landschaft



21. Grachfel

Gambijah